

Gegen einen wiederauflebenden Jargon der Eigentlichkeit

Einige Anmerkungen zu Marcel Schütz (Die Zeit, Nr. 18, 21.4.2016)

Der „Gender-Hype“ versperre den „Blick auf die eigentlichen Probleme des Wissenschaftsbetriebs“, schreibt der Oldenburger Organisationssoziologe. Nun ist es sicherlich eine Frage der Perspektive, ob es einen „Gender-Hype“ gibt. Bisweilen kann man eher den Eindruck bekommen, dass es seit einiger Zeit einen Anti-Gender-Hype gibt.

Doch zur Sache: Keine Frage, dass der wissenschaftliche Nachwuchs mit vielen Barrieren zu kämpfen hat, dass etwa das Wissenschaftszeitgesetz mit seinen vertrackten Befristungsregelungen ebenso wie der „Fetisch Exzellenz“ und überhaupt die zunehmende Bürokratie an den Universitäten wissenschaftliches Produzieren und Vorankommen eher behindern als fördern. Jedoch: werden dadurch Genderfragen zum „Luxusproblem“? Es ist kaum untersucht geschweige denn belegt, dass alle Geschlechter in gleicher Weise behindert werden.

Worum geht es dem Autor? Er sieht „die Wissenschaft“ in Gefahr. Sie leide. Es gebe eine „unselige“ Vermischung von „gesellschaftlichen Bedürfnissen“ auf der einen und „wissenschaftlichen Anliegen“ auf der anderen Seite. Was die letzteren „eigentlich“ seien, wird nicht erläutert. „Wissenschaft“ erscheint als eine unhinterfragte Entität. Solches zu konstruieren hat den „Jargon der Eigentlichkeit“, wie ihn Theodor Adorno scharfsichtig im Werk einiger Philosophen kritisiert hat, immer schon ausgemacht. Dass er nun wieder einmal in der Debatte um Universitätspolitik bedient wird, lässt in der Tat befürchten, dass es um deren Status Quo nicht zum Besten steht.

Dass es „die Wissenschaft“ nicht gibt, dass ihre Kriterien immer wieder hinterfragt, befragt werden müssen, dass Wissensproduktion immer auch von Interessen, von Ausblendungen ebenso wie von unerkannten Phantasmen bestimmt ist und dass darum immer wieder gestritten wird und gestritten werden muss, das zu wissen, muss man nicht einmal Wissenschaftsgeschichte studiert haben. Dass Selbstreflexion auch über die Bedingungen der Wissensproduktion Grundlage jeder wissenschaftlichen Praxis ist, das zu wissen, sollte man auch von einem Doktoranden erwarten können.

Überdies wurden gerade über die Konstruktion von „Eigentlichem“ und „Uneigentlichem“ in der Politik ebenso wie im Wissenschaftsbetrieb soziale

Fragen ausgeklammert, ausgeblendet oder negiert. Mit der Unterscheidung zwischen „Haupt-„ und „Nebenwidersprüchen“ hatte die Frauenbewegung seit ihren ersten zaghaften Anfängen und nicht zuletzt um 1968 zu kämpfen. Aber das kann ein 31-jähriger Doktorand nicht wissen, muss er vielleicht auch nicht. Als ein Beispiel für selbstverschuldete Unwissenheit könnte allerdings seine Polemik gegen die Genderforschung in Pflege und Sozialer Arbeit genommen werden. Als Soziologen müsste ihm „eigentlich“ längst bekannt sein, dass auf diesem Feld ein massives „Genderproblem“ existiert: die nicht nur unbezahlte, sondern auch übersehene Arbeit von unzähligen Frauen, ohne die auch in unserem Land nichts mehr funktionieren würde (darüber kann man inzwischen z.B. auch im Wirtschaftsteil der Süddeutschen Zeitung lesen, unter dem Titel „Männerwirtschaft“ am 29.4.2016). Sich darum zu kümmern, soll „nur ein Witz“ sein?

Aber ansonsten „weiß“ der Autor viel, weil es ja „bekannt“ sei, so z.B. dass Studierende bei Nicht-Wahrung der „Gender-Etikette“ mit einer schlechteren Notengebung „gegängelt“ werden. Kennt der Autor vielleicht auch Fälle, in denen Studierenden untersagt wurde, eine gendersensible Sprache zu nutzen? Aber das ist vielleicht nicht so bekannt?

Nicht zuletzt mutet es befremdlich an, wenn der Autor vor der Gefahr „totaler Weiblichkeit“ zu warnen müssen glaubt. Woran denkt er denn da genau?

Dr. Kerstin Brandes, Dr.Sylvia Pritsch, Prof. Dr. Silke Wenk (Carl von Ossietzky Universität Oldenburg)